

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 6 (1951)

Heft: 1

Artikel: Das Bauernkind : Haus und Hof im Bauernleben

Autor: Springenschmid, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-890821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS AUERNKIND

Haus und Hof im Bauernleben

Wie die Natur die großen, tiefen Eindrücke gibt und das Gemüt des Bauernkindes erfüllt, so wird sein Leben, das, was die Seele wirkt und schafft, von der Bauernarbeit bestimmt.

Aus der Bauernarbeit strömt ein gesundes Lebensgefühl. Mensch, Vieh, Korn und Gras sind eine Lebensgemeinschaft. Sie bedingen sich gegenseitig. Eines wäre ohne das andere nicht, was es ist. Die Arbeit des Bauern in dieser Lebensgemeinschaft ist etwas Ganzes; sie braucht alle seine Kräfte und füllt sein Leben vollkommen aus. Die Frucht seiner Mühe wächst aus dem Boden. Unmittelbar empfindet er den Segen seiner Arbeit. Sie nährt ihn körperlich und seelisch, ohne daß sich das Geld zwischen Mensch und Arbeit schieben und viele Lebenswerte der Arbeit zerstören könnte. Das Bauernleben erhält nur Wert und Sinn durch die Arbeit. Die Menschen kommen und gehen, die Arbeit bleibt. Es liegt etwas in dieser Arbeit, das über die irdische Lebenszeit hinausreicht.

Die Bauerngeschlechter gehen über den Hof. Der Hof, die Arbeit bleibt. Die Arbeit bindet den Menschen an die Reihe seiner Vorfahren. Der Bauer hat einen notwendigen Platz auszufüllen, er ist «berufen» dazu. Aus diesem Bewußtsein entspringt ein tiefes Lebensgefühl, das alle Menschen auf dem Hofe erfaßt, das schon in den Kindern heranreift.

Auf den meisten Bauernhöfen leben drei Geschlechter nebeneinander. Die Kinder, die in die Arbeit hineinwachsen, ihre Eltern, die Bauersleute, die mitten in der Arbeit stehen, und die Großeltern, die alten Leute, die «übergeben» haben und auf den Tod warten. Die Kinder sehen damit vorwärtsschauend ihr Arbeits-

leben und ihr Alter vorgezeichnet. Sie empfinden es unmittelbar, wie auch ihr Leben ein notwendiges Glied in der Kette der Vorfahren ist, und dasselbe Lebensgefühl, das aus dieser Arbeit strömt, erfüllt auch sie.

Es ist gesunder Bauerninstinkt, die Kinder ohne viel Worte in diese Arbeit hineinwachsen zu lassen. In Schweite vom Hofe spielt sich der größte Teil dieser Arbeit ab. Bauernarbeit ist richtige Heimarbeit, und die Kinder wissen seit ihrem Erwachen nichts anderes, als daß alle Leute auf dem Hof in dieser Arbeit stehen. Für sie schaut auch bald irgendwo ein «Zipfel Arbeit» heraus, wo sie anpacken können. Kaum daß der Bub ordentlich springen kann, liest er schon Ähren auf. Beim nächsten Kornschnieden richtet er das Band zum Garbenbinden, wie bald kommt er schon ans Garbenbinden selbst, und endlich schneidet er schon selbst wie der Bauer die Frucht. Erst gibt's blutige Finger, aber dann geht's um so besser. So wie es beim Kornschnieden ist, ist es auch beim Pflügen, beim Heueinführen, bei der Stallarbeit. Überall wissen die Kinder bald, wo sie anpacken können, und überall gibt es eine geregelte Abstufung der Arbeiten.

«Er hat den rechten Appetit auf die Arbeit, er wird schon einmal ein richtiger Bauer!» Da klingt es heraus, wie der Bauer die Zucht und Kraft schätzt, die in seiner Arbeit liegt. Die Arbeit erzieht, die ganze rührige Welt des Bauernhofes erzieht! Das ist eine «Haus»-Erziehung, zu der die Menschen kaum mehr etwas dazutun brauchen. Darum kümmert sich der Bauer nicht viel um das, was man sonst gewöhnlich Erziehung heißt. Wenn sie nur «recht zur Arbeit» sind! Dann stimmt schon alles. Das ist die stumme Pädagogik, die aus der Ackererde emporgewachsen ist und die seit den Zeiten der Ahnen die Bauernjugend dem Bauerntum erzogen und erhalten hat.

Was der Tag bringt, was der Tag braucht, das erfüllt das Leben der Bauersleute. Die Arbeit übertönt alle beschauliche Betrachtung. Die Kinder wachsen an der Seite des Vaters und der Mutter in dieses harte Arbeitsleben hinein, sie lernen das Einfache und Zweckmäßige schätzen und nüchtern und sachlich urteilen. Aber in der übrigen Zeit stecken sie besonders gern bei den alten Leuten, bei den Großeltern. Das, was im nüchternen Arbeitsleben des Bau-

ern still nur mitschwingt und verborgen aufwächst, das strömt bei den alten Leuten abseits der lauten Arbeit aus dem Herzen. Halb ahnend, halb erkennend, lauschen die Kinder ihnen, und das werdende und das vergehende Geschlecht finden sich über das schaffende Geschlecht hinweg zueinander. Was der alte Ahne erzählt, ist die Geschichte seiner «Zeit», der Zeit, als er der Bauer auf dem Hofe war. Es ist ein besinnliches Bild seines harten, groben Arbeitslebens mit all der Überlegenheit unseres Bauern, beschaulich betrachtet aus der Ruhe vor dem Sterben heraus. Was die alte Großmutter erzählt, ist tiefer und innerlicher. Alles, was im Laufe eines naturnahen Lebens in Wald und Wiese unhörbar webt und wirkt, das letzte große, kindliche Geheimnis des Lebens, das da in einem Aberglauben, dort in einem Lied, in einer Sage, einem Märchen, einem Spruche steckt, das strömt auf die Kinder über. Es ist der stille Quell, der in unserem Volke von Geschlecht zu Geschlecht in ewiger Jugend und Frische verborgen fließt, der Quell, den die Mütter hüten.

Was die Kinder bei den alten Leuten erleben, ist ein verklärtes Abbild des Arbeitslebens, in das sie an der Seite der Eltern hineinwachsen. Das Wirkliche und Tatsächliche findet seine Ergänzung noch ins Übersinnliche, ins Jenseitige. Alles aber ist durchwärmst von einem tiefen Lebensgefühl. Das pulst auch schon in den Kindern und zeigt sich nach außen hin als ein starkes Selbstbewußtsein.

Alles Wesentliche, das ein Bauernkind braucht, damit es dem Bauerntum erhalten bleibt, erwirbt es daheim. Die Natur, in der es aufwächst, bildet sein Gemüt. Der Arbeitskreis, in dem es steht, gibt seinem Leben Ziel und Richtung.

Auf dem Stubenboden beginnt es sein Leben, also so recht «von Grund» auf. Wenn es dann den Stubenboden erkundet hat und schon zuhinterst hinter den Ofen und zuoberst auf das Fensterbrett kriecht, dann wird die Stube zu eng für seine Hände und Füße. Das Haus wird entdeckt, die «schöne» Stube, der Wagenschopf, der Backofen, der Heuboden, die Kühe im Stall, die ganze lebendige, rührige, tätige Welt des Bauernhofes. Inzwischen rutscht schon das «Nächste» auf dem Stubenboden, und für das andere hat niemand mehr viel Zeit. Es kann wohl selber schon laufen und

springen und auf eigenen Beinen stehen. Nun wächst es auf, wie alles hier aufwächst und groß und stark wird. Es findet sich allein in seiner Welt zurecht, die rund um das Haus liegt: der Garten, die Hofstatt, der Kartoffelacker, dann die große Hauswiese und das obere Feld, weiter drüber, hinter den Haselnußstauden, das untere Feld und die Kapellenwiese, dann rundum der Wald, der tiefe, stille Wald. Der ist für lange Zeit die Grenze seiner Welt, eigentlich für immer.

Mit Händen und Füßen, mit Augen und Ohren wird diese Welt entdeckt. Es kostet viele Schrammen und blaue Flecken, und fast jedes Bauernkind trägt die Spuren dieser «Weltentdeckung» schon äußerlich an sich herum. Noch tiefer aber sind die Spuren an seinem Wesen selbst. Unmittelbar wirkt alles auf das Kind ein. Es ist ja kein großer Mensch da, der alles schon weiß und alles schon kennt und der ihm diese Welt da erklären würde, wie man die Namen hat und wie man mit Namen und Worten sich so schön zurechtfinden kann. Mit Tieren, Bäumen, Gräsern, Blumen und Steinen wächst das Bauernkind auf. Es ist geschwisterlich vertraut mit ihnen. Mit allen Sinnen erfaßt es die Dinge seiner Umwelt. Es betätigt sich mit ihnen und gewinnt dadurch klare, bestimmte Anschauungen.

Das Stadtkind kann sich nur schwer mit den Dingen seiner Umwelt betätigen. Schon das Stiegengeländer hat Messingknöpfe, damit man nicht daran herabrutschen kann, und überall in der Stadt, in den Straßen, in den Kaufläden, ja selbst in den Anlagen, überall sind die gleichen «Messingknöpfe». Die Eindrücke huschen an seiner Seele vorüber. Es ist nicht Zeit, sie festzuhalten und «anzuschauen». Nur mit der Sprache lassen sie sich einfangen. Das Stadtkind lernt seine Welt nicht mit allen Sinnen kennen, es lernt nur sprechen darüber. Aber es braucht eine eigene Welt, in der es entdecken, versuchen, zerstören kann: Diese Welt findet es in seinem Spielzeug oder aufgeschrieben in den Büchern. Das Bauernkind spielt mit der wirklichen Welt. Lange bevor es Worte hat für diese wirklichen «Spielsachen» seiner Welt, hat es Bilder von ihnen in seiner Seele. Es sind nur wenige Eindrücke, die es empfängt. Sie hasten nicht vorüber, sondern sie stehen alle Tage vor seinen Augen, sie ruhen in seinem Wesen und prägen sich tief ein.

Das Bauernkind, das aus seiner Wald- und Wiesenheimat in die Schule kommt, hat die Eindrücke seiner Welt tief und gründlich erfaßt, es hat ein echtes und wahres Bild der Wirklichkeit gewonnen. Es ist die lebendige Natur, die sein Wesen gestaltet hat, sein Weltbild hat daher etwas Abgeschlossenes, in sich Vollkommenes. Darum dieses seltsame, fast unkindliche In-sich-Ruhens der Bauernkinder. Kein innerer Drang, keine seelische Nötigung nach einer neuen, anders gearteten Welt. Daher kein inneres Verhältnis zur Schule! Dazu kommt, daß das Bauernkind alle Tage wieder aus der Schule in seine vertraute Welt hineinkommt, daß daheim die Eindrücke, die es seit seinem Erwachen umgeben, immer wieder auf seine Seele wirken. So ist das ganze Wesen des Bauernkindes zu tief in der Natur gegründet, als daß es sich in der Schule leichthin auf das Neue, Andersgeartete umstellen könnte und «mitgehen» würde. Es geht bei ihm zunächst nichts in die Tiefe. Seine bedächtige Art, die Eindrücke der Außenwelt in sich ruhen zu lassen und die Dinge mit allen Sinnen zu erfassen, wird ihm in der Welt der Schule hinderlich, weil diese zur Hauptsache auf Erfassung durch das Auge und die Sprache eingestellt ist. Erst allmählich gewinnt das Bauernkind eine sichere Stellung zur Schule. Es bildet sich dabei nicht selten eine Art aus, mit den Dingen, die die Schule bringt, fertig zu werden, sie außen vor dem Tore abzutun, ohne daß sein Wesen, sein daheim zwischen Bäumen und Feldern gewachsenes Wesen, mit dabei wäre. Das äußere Schulgetriebe läuft in gewohnter Regelmäßigkeit, ohne besondere Reibungen und ohne Stockungen. Aber die Kinder so zu packen, mitzureißen, so innerlich zu bewegen, daß man sie ganz in der Hand hat, das will dem Lehrer nicht gelingen. Sie schlafen nach innen hinein. Es ist, als stemme man sich mit der ganzen Wucht gegen einen Block, der noch keinen Finger breit vom Platze rückt. Alle psychologischen Rezepte versagen. Ein fast «erwachsener» Ernst schaut aus den Augen dieser Kinder, und dahinter ruht eine Festigkeit und Ausgeglichenheit, die man sonst in einem kindlichen Gemüte nicht zu finden gewohnt ist.

Von außen her betrachtet, erscheint diese seelische Eigenart des Bauernkindes als Schwerfälligkeit und Verschlossenheit. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die geringe Sprechfreude.

Das Bauernkind hat seine Welt durch unmittelbare Anschauung, ohne Vermittlung durch die Sprache kennengelernt.

Man muß hinaus aus dem Schulhaus, über Wiesen hinauf durch den Wald, da oben, wo ihr Wesen gewachsen ist, wird man die Bauernkinder erst richtig beurteilen lernen und erkennen, daß ihre Seele reich und voll ist, erfüllt von den farbigen, lebendigen Bildern einer wohlgeordneten, «ganzen» Welt. Eine Märchenseele! Aus der kindlichen Vertrautheit mit der Natur wurde das Märchen einst geboren. Im Wesen der Bauernkinder ruht es noch, voll lebendiger Bilder, voll unverbrauchter Frische, voll rauer Derbheit, voll echter Herzlichkeit.

Karl Springenschmid,

Verfasser des 1926 erschienenen Buches «Das Bauernkind»

Wie ich den Vater kennen lernte

Eine Jugenderinnerung von Franz Braumann

In der Dezember-Nummer unserer «Vierteljahrsschrift für Kultur und Politik» führten wir unter dem Inhalte kommender Hefte «Das Bauernkind» an. Ihm hat ja ein schöner Teil unserer Lebensarbeit gegolten. Ihm soll unser ganz besonderes Bemühen in einer Zeit gelten, in der der Boden unter seinen Füßen wankt.

Wir wüßten diese Arbeiten nicht besser einzuleiten als mit einem Beitrag auch des Dichters Franz Braumann, der unendlich viel besser und schöner, als wir es tun könnten, im Folgenden Wichtigstes, was aus dem Leben des Bauernkindes zu sagen ist, vor unsere Seele stellt.

Den Vater kennenlernen, vielleicht meint ihr, davon wäre doch kein Aufhebens zu machen. Vater und Mutter, die sind da, wenn das Kind die Augen aufmacht in dieser Welt, ja, sie sind eine lange Zeit die Welt selber.

Mit der Mutter ist es wohl so. Die ist uns ohne Frage vertraut, es taucht nie eine unrechte Vorstellung über sie auf; und bis wir allmählich zu Verstand und eigenem Urteil kommen, steht ihr Bild schon fest und unverrückbar vor unserer Seele.

Aber mit meinem Vater ist es mir doch anders ergangen!

Die früheste Begegnung, der ich mich mit meinem Vater entsinne, war so verlaufen, daß ich auf der schmalen Feldstraße vor